

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 279.

Dienstag, 30. November.

1915.

(27. Fortsetzung.)

Der Orgel-Anger.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Ebeles Müll.

Drei Tage später ließ sich Frau Deubenreiter im Bureau des Doktor Sehren melden.

Herbert ließ sie sofort vor, trotzdem wohl noch ein Dutzend Klienten vor ihr eingetroffen waren.

Sie stand einen Augenblick befangen und ließ den Blick flüchtig über das modische, reiche Herrenzimmer gleiten, als sie Herbert die Hand reichte.

„Also frohe Botschaft?“ fragte er.

„Ja, frohe Botschaft! Es hat etwas Kampf gekostet, aber jetzt ist Vater ganz für meine Pläne eingenommen. Er gibt mir 20 000 Mark Vangeld und Strecker zahlt mir die Hälfte der Pacht für die Waldschenke. Da geht's, nicht wahr, Herr Doktor?“

„Aber prächtig! Und bis Ihr Haus fertig ist, verwalten Sie die Kolonie?“

„Ja — gern! Ich möchte zum ersten Juni übersiedeln, wenn es Ihnen recht ist.“

Herbert zeigte sich sehr erfreut und besprach nun mit Frau Deubenreiter alles vorläufig Nötige. Er rief seinen Bureauvorsteher herein und beauftragte ihn, eine Art Kontrakt aufzusetzen betreffs des Verwaltungspostens — es mußte in allem korrekt hergehen. In ähnlichen Fällen erlaubte es seine Zeit nicht, während der schriftlichen Erledigung draußen mit seinen Klienten drinnen zu plaudern. Aber heute machte er eine Ausnahme.

Als Brenkmann das Zimmer verlassen hatte, um seinen Auftrag auszuführen, erhob Herbert sich aus seinem Stuhl und spazierte vor Frau Dene herum, ohne zunächst die rechten Worte für eine Plauderei zu finden.

Als Frau Deubenreiter sich nun leicht über den Schreibtisch bogen, um eine darauf stehende Photographie zu betrachten, trat er schnell hinzu, reichte ihr das Bild und sagte: „Meine Frau mit den Kindern! Kennen Sie sie?“

„Nein“, sagte die junge Frau leise.

Als sie ihm das Bild nach längerem Ansehen zurückreichte, schimmerte es feucht in ihren Augen. Sie möchte es nicht sehen lassen, und machte sich darum an ihrer Kleidung zu schaffen.

Er ließ seine Augen auf ihr ruhen, als er langsam sagte: „Ganz anderes Genre! Aber sie ist hübsch, nicht wahr?“

Sie wurde feuerrot und sagte verlegen: „Sehr hübsch — und die süßen Kinder...“

„Meine Frau möchte Sie gern kennen lernen — Sie interessiert sich sehr für Ihre Pläne.“

Da richtete Dene Deubenreiter sich gerade auf und sah ihrem Jugendgeliebten voll in das freundlich lächelnde Gesicht:

„Vielleicht später einmal, wenn es sich so macht, in der Kolonie — hier in Ihrem Hause nicht.“

Herbert senkte den Blick und schwieg.

Dann sprachen sie noch über dies und jenes bezüglich der Verwaltung, und als der Kontrakt vorgelegt wurde, unterschrieb sie schnell und machte sich auf den Weg.

Herbert öffnete ihr die Tür nach dem Korridor. Als er noch ihre Hand zum Abschied hielt, kam Susi die Treppe herunter.

Katrin Sütte packte den kleinen Gerd im Wagen zurecht — sie machten sich zum Ausgehen fertig.

Susi kauerte auf der letzten Stufe und bog das Köpfchen neugierig zum Papa und der hübschen Fremden.

„Komm mal her, Susi“, riefte Herbert.

Dene Deubenreiter hob das Kind auf und küßte es auf die blondbraunen Wädhchen, die unter der weißseidenen Mütze, mit einem rosa Bändchen seitwärts zusammengehalten, hervorquollen.

„Das ist die Tante Deubenreiter — die Maana von Putti!“ sagte Herbert und kniff dem Kinde in die weichen, frischen Wädhchen.

„Von Putti mit dem Schaufelstier?“

„Ja, mein Herz“, sagte Puttis Mutter.

„Warum hast du ihn nicht mitgebracht? Susi will mit ihm spielen“, sagte Susi und sprang an ihrem Vater hoch.

„Du besuchst Putti einmal. Papa bringt dich einmal mit in die Kolonie hinaus — willst du?“

Susi nickte der fremden Dame vergnügt zu und lief dann zu Katrin Sütte zurück, die sich jetzt mit Gerd in Bewegung setzte.

Herbert zog sich in sein Zimmer zurück, und Dene Deubenreiter ließ sich noch von Gerd ein Händchen geben. Dann verließ sie vor den Kindern das Haus.

Katrin Sütte hatte sie aufmerksam forschend betrachtet. Es war ihr nichts Neues, daß Frauen aller Stände das Privatzimmer des Rechtsanwalts betraten und es auch von ihm hinausgeleitet verließen. Sie hatte auch von Putti des öfteren gehört, auch von seiner Mutter, nur — darunter hatte sie sich eine dralle, einfache Landfrau vorgestellt, wenn sie überhaupt über sie nachgedacht hatte. Es wurde ihr jetzt erst klar, daß sie sich so vorgestellt hatte, als sie eine so ganz andere Erscheinung vor sich sah. Das war ja eine Dame, und eine ganz eigenartig hübsche — so hübsch, daß man ihr mit gewissem Staunen nachsehen mußte.

Und wie feierlich sie die Kinder angeguckt!

Katrin Sütte sah sich auf der Straße noch zweimal nach Frau Deubenreiter um, als müsse sie sich die Erscheinung ganz besonders einprägen.

Auch Herbert war einen Augenblick an das offene Fenster getreten und hatte der üppig schlanken Erscheinung nachgeblickt, die so stolz vorüberging, ohne einen Blick auf die Villa zu werfen, in der er es sich wohlsein ließ.

Ja, ein herrliches Weib war sie geworden, das liebe, heitere, brave Mädel von ehemals! Sie brauchten sich beide ihrer Jugenderinnerungen nicht zu schämen.

So waren denn wieder vier neue Willen auf dem Orgel-Anger in Angriff genommen. Einige schwere Stein- und Zimmermann-Rechnungen waren beglichen — es gab auf ein Jahr neuen Kredit. Außer vom Mutterguth und Frau Deubenreiter war Kapital aus

Hannover geflossen — die Kolonie konnte sich ein wenig runden.

Herbert hob noch einmal so stolz den Kopf, und wenn er hin und wieder auf den Orgel-Anger hinaus- kam, freute er sich, wie prächtig Frau Lene Bucht und Ordnung hielt, und wie willig die Leute sich ihr zeigten. Freilich für die beiden vorhandenen Villen fanden sich immer noch keine Käufer und keine Mieter, aber in ferner Aussicht stand eine Wiener Bäckerei, so- bald nur ein paar der Häuser bewohnt sein würden.

Frau Deubenreiter war von Hannover aus durch- aus nicht ohne mancherlei nützliche Verbindungen — es konnte gar nicht fehlen! Nur Geduld und Bau- gelder! Darauf kam es jetzt an!

Herbert war so guter Stimmung, daß er sogar friedfertig dazu nickte, als Dina ihm eines Tages er- öffnete, sie wolle dieses Jahr nicht reisen, unter keinen Umständen, sie könnten bei all diesen großen Ausgaben doch auch einmal im Kleinen sparen.

Und als die Gerichtsferien kamen, sagte Herbert bei Tisch, er zerlegte gerade ein saftiges Roastbeef: „Also Ende der Woche gehen wir nach Rügen.“

„Nach Rügen? Wir bleiben doch zu Hause! Du hast mir doch versprochen, daß wir dieses Jahr nicht reisen“, antwortete Dina liebenswürdig-vorwurfsvoll, und hörte auf zu essen.

Herbert lachte vergnügt.

„Das nennst du reisen? Sechs Wochen an die See gehen?! Ich nenne das zu Hause bleiben. Ich bin total fertig — ich brauche Seeluft und Seewasser — du brauchst es ebenso und die Kinder erst recht! Also tue mir den Gefallen — wir gehen am Samstag nach Rügen — du hast vier volle Tage Zeit, unsere Kleider zu packen, oder brauchst du mehr?“

„Gepackt ist in einem Tage, daran liegt es nicht.“

„Wir gehen ins Hotel und führen ein isoliertes Familienleben. Bitte, falle mir nach Tisch um den Hals und sei froh, daß du hier rauskommst — der August ist hier doch einfach nicht zu ertragen. Ich möchte auch, daß Mutterchen mitkommt, ich lade sie da- zu ein. Vater geht nun endgültig allein nach Karls- bad, da werden wir sie doch hier nicht sitzen lassen. Ist es dir recht.“

„Daß Mutterchen mitkommt? Das weißt du doch, Schatz! — wenn denn ohne Widerrede gereist werden muß.“

„Bitte, nenne das nicht reisen! Es ist eine Er- holungskur, weiter nichts!“

„Wird aber genau so kostspielig werden als unsere bisherigen Reisen zu zweien.“

„Lange nicht — gar nicht daran zu denken, Kind- chen! Und überhaupt, soll ich's dir immer wieder predigen: zerbrich dir bloß nicht meinen Kopf! Ich weiß schon, was ich tue!“

Wenn Herbert auf diesem Punkt anlangte, wußte Dina klug zu schweigen. Dagegen reden half nicht nur nichts, es regte ihn höchst unliebsam auf und reizte ihn nur zu Extravaganzen.

Und schließlich wirklich: er war der Erwerber, er mußte wissen, was er konnte. Sie gab es auf, da irgendwie die Verhältnisse übersehen zu wollen, es würde ihr doch immer nur vorbeigelingen.

Man packte also. Außer Mutterchen, die lange keine solche Freude gehabt hatte als diese gemeinschaft- liche Fahrt, wurde auf Wunsch des Kommerzienrats noch der kleine Rudi mitgenommen. — Rauter selbst wollte in vierzehn Tagen auch nachkommen. Es schien, als beglücke ihn die Idee, Anschluß zu finden und eng mit den Kindern seine Ferien verleben zu können. Frau Bucht war von Dr. Nachod nach Rissingen geschickt worden und sollte zur Nachkur in die Berge. Ihrer ge- spannten Nerven wegen reiste sie ohne Anhang, nur in Begleitung ihrer Jose. Acht Tage wollte sie mit ErLoff zusammenreffen, der „seine halbe Million“ geheiratet hatte.

Schwager Rauter hatte ihm den Weg dazu geebnet, er hatte nicht nötig gehabt, zum Revolver zu greifen.

Er durfte sich jetzt auf der Hochzeitsreise seines im Werte sehr gestiegenen Lebens freuen.

Zur Hochzeit war zwar niemand aus Fünf-Hügel- chen gefahren, das hatte der Kommerzienrat durch- gesetzt — aber was tat das? Darum war sie nicht minder fidel und pompös gewesen.

Es waren ungetrübt schöne Wochen an der See, man hatte nur noch neun Tage vor sich, dann ging es wieder heim.

Die Damen hatten mit den Kindern am Strande gelegen, man rüstete eben zum Aufbruch, um zur Abendtafel in das Hotel zurückzukehren, als Herbert kam, sie einzuholen.

„Ich habe eben Nachricht von Frau Deubenreiter — es sind da einige unliebsame Vorkommnisse — die Kerls haben einen ganzen Flügel verbaut, es stimmt da etwas nicht im Plan. Sie weiß sich nicht zu helfen — ob ich nicht umgehend auf einen Tag herüberkommen möchte, mir die Geschichte selbst ansehen.“

„Wirst du hinfahren?“ fragte Dina.

„Ich hätte doch keine Ruhe, wenn ich es nicht täte, denn ich bin überzeugt, sie hätte meine Rückkehr abge- wartet, wenn nicht allerhand Schwierigkeiten vorlägen.“

„Ach, aber nun gerade bei dem herrlichen Wetter“, klagte Mutterchen. „Du kommst doch aber gewiß wie- der, Herbert?“

„Aber natürlich, Mutterchen! Mir ist es um jede Stunde leid, die ich mir hier abknapsen muß.“

„Sag' mal, die Deubenreiter, was ist das eigentlich für eine Person? Der Trümpe spricht so von ihr, daß man denken muß, sie wäre so . . . na so . . .“

Frau Malwine stochte.

„Wie also? Was weiß der Bump, der Trümpe, der Frau nachzureden, der er schon seit Jahren vergeblich nachstellt?“

„Herbert, sei nicht gleich so ausfahrend! Also er stellt ihr nach? Und vergeblich?“

„Ja, Mutterchen, sehr vergeblich.“

„Sie ist denn also eine Person, der die Männer nach- stellen zu dürfen glauben?“

„Erstens, Mutterchen, ist sie keine „Person“, son- dern eine tüchtige, ehrbare Frau, wie jeder sehr wohl weiß, der die Waldschenke kennt! Und da sie außerdem eine auffallend schöne Frau ist, so glaubt eine gewisse Sorte von Männern wie Herr Trümpe sich auch be- rechtigt, ihr lästig zu fallen. Das ist ja der Grund, weshalb sie die Waldschenke aufgab.“

„So, so! Sieh mal an, dieser Trümpe! Verstehe nur recht, er hat nicht schlecht von ihr gesprochen — er meinte nur, er bezweifle, daß unsere Damen ihre Töch- ter zu ihr schicken würden, weil sie doch eben einem Wirtshaus vorgestanden, wo die Herren sich natur- gemäß sehr ungeniert bewegt hätten. Er meinte, solch ein Institut dürfte nur eine absolute Dame gründen.“

„Meinte Herr Trümpe? Dann sage dem Nieder- jahn, daß er nicht der Mann ist, über das absolute Damentum einer Frau zu entscheiden! Lene Deuben- reiter ist eine Frau, der jede Mutter ihre Tochter ge- trost anvertrauen darf, trotzdem sie nur einfacher Her- kunft ist — sie ist ein tadelloser Mensch!“

„Das mag schon sein, Herbertchen, aber die Leute haben eben immer ein Auge auf die „Familie“ bei sol- chen Dingen.“

„Schlimm genug! Wenn Susi alt genug wäre, ich gäbe sie ihr gleich in die Hände, um den Fünf-Hügel- er Damen ein Licht anzuzünden.“

„Man muß doch Rücksichten nehmen . . .“

„Über Mutterchen . . .!“

„Du kennst Frau Deubenreiter doch aber eigentlich auch viel zu wenig, um in dem Punkte ein richtiges Urteil zu haben“, sagte jetzt Dina, und sah ihrem Mann frei ins Gesicht.

Herbert schwieg betreten und blickte vor sich auf den Weg.

Dina nahm das für eine Zurechtweisung und ver- teidigte sich:

„Ich finde, es hätte sich geschickt, daß sie sich mir vorstellt, um so mehr, als sie doch wohl durch dich

wußte, daß ich ihren Absichten durchaus sympathisch gegenüberstand."

"Das hätte sich zweifellos von selbst gemacht, aber es traf sich doch leider so unglücklich, daß sie das eine Mal, das du in dieser Zeit draußen warst, gerade abwesend war."

"Sie hätte mich in meinem Hause aufsuchen müssen — ich hätte ihr doch viel nützen können."

"Das wirst du hoffentlich auch tun, denn — daß sie nicht kam, war nur Schen; sie fürchtete wohl, aufdringlich zu erscheinen. Wenn du einmal mit ihr gesprochen haben wirst, wirst du einsehen, daß diese Frau ein abweisendes Urteil nicht verdient."

"Ich werde mich jedenfalls nicht um sie bemühen — es gefällt mir auch nicht, daß sie die Verwaltung übernommen hat. Das ist doch nichts für eine junge, sehr hübsche Frau — dazu sind doch handfeste Männer zu haben, denke ich."

"Dina, sei nicht so ungerecht! Ich sagte dir, sie mußte sich der Waise wegen entscheiden, wenn sie den Better nicht heiraten wollte."

"Dann hätte sie doch so lange zu ihrem Vater gehen können."

"Sie wird ihre Gründe haben, daß sie es nicht tat. Sie ist an Selbstständigkeit und Tätigkeit gewöhnt, und hatte auch den Wunsch, etwas zu verdienen, da der Bau und später die Einrichtung Geld genug kostet für ihre Verhältnisse. Ich bitte dich, urteile nicht so aus deinen leidenden Polstermöbeln heraus vom kommerziellen Standpunkt!"

"Da hast du recht, mein Jung — da hast du nun wirklich recht", lachte Mutterchen. "Wir werden uns also seine prachtvolle Frau Deubenreiter nun ordentlich ansehen, Dina, nicht wahr?"

"Meinetwegen!" sagte Dina. "Ihr schien nicht mehr viel daran gelegen zu sein."

(Fortsetzung folgt.)



Nur der geschliff'ne Edelstein
Zeigt seine Schönheit deinem Blick;
Nur jener ist ein edler Mann,
Der edel ward durch Mißgeschick.

Knorr.

Ein edler Feind.

Von Hans Bayerl.

(Benz. Mz.)

Ein wahres Erlebnis, bei dem ein Franzose in den Kämpfen am Uras einem Deutschen das Leben rettete, und das wohl — besonders wenn man den Nationalhaß der Franzosen gegen alles Deutsche in Betracht zieht — zu den seltensten gehört, erzählte mir ein verwundeter bayerischer Landwehrmann. Es verdient, bekannt zu werden.

Beim Morgenanbruch eines Maidentages schritt unser Bataillon zum Angriff gegen ein vorspringendes längeres Stück der französischen Schützengraben. Von den Stürmenden war ich einer der ersten. Kaum hundert Meter von unseren Gräben entfernt, wurde ich von dem heftigen feindlichen Gewehr- und Maschinengewehrfeuer durch beide Oberschenkel schwer und in den linken Oberarm leichter getroffen. Ich stürzte, blieb liegen und konnte mich vor steigenden Schmerzen kaum mehr rühren. Die Unsern mußten wieder in ihre Gräben zurück, weil die feindliche Stellung bedeutend stärker war, als man geahnt. Einige Kameraden und ich blieben zwischen den beiden Stellungen liegen, wo wir dem Feuer von zwei Seiten ausgelegt waren.

Doch das beiderseitige Feuergefecht währte nicht lange; denn die Franzosen gingen jetzt, über zwei Bataillone stark, zum Gegenangriff über. Unter ihnen befanden sich viele Senegalneger, die mit wildem unmenschlichem Geheul als erste zum Sturm vorgingen. Viel der Feinde stürmten über mich hinweg, aber auch zahlreiche fielen zu Tode getroffen, denn die Unsern hatten ein rasendes Feuer eröffnet.

Nach kaum zehn Minuten brach der feindliche Angriff mit schweren Verlusten zusammen. Entsetzt flüchteten die

Überlebenden zurück. Trotzdem ich große Freude über den abgeschlagenen Angriff empfand, stieg doch der Gedanke in mir auf, daß mich die zurückgehenden Feinde mitnehmen würden und ich so in Gefangenschaft fallen könnte. Deshalb legte ich mich trotz meiner heftigen Schmerzen aufs Gesicht und stellte mich wie tot.

Blötzlich empfand ich am Rücken einen heftigen Schlag und hörte gleichzeitig über mir ein leises Stöhnen — der Körper eines Feindes lag über meinem Rücken. Langsam wendete ich mich, alle Kräfte zusammennehmend, um, und sah, daß es ein französischer Korporal war. Als der Franzose bemerkte, daß ich noch am Leben sei, arbeitete er sich von meinem Körper herab und legte sich neben mich hin, die linke Hand auf seine Brust legend, wo ich rote Blutflecken bemerkte. Dann wandte er sich in gutem Deutsch an mich: "Kamerad, ich bin in die Brust getroffen. Ich habe fürchterlichen Durst. Wie wär' ich dir dankbar für einen Schluck." In meiner Feldflasche hatte ich noch etwas schwarzen Kaffee. Während der Gefechtslärm weiter um uns tobte, griff ich mit meiner unverwundeten Rechten nach der Feldflasche und reichte diese dem Feinde. Gierig schlürfte er den Inhalt hinunter, und mit einem unsäglich dankbaren schmerzvollen Blick aus seinen dunklen Augen gab er mir die Feldflasche mit den Worten zurück: "Dank, deutscher Kamerad, tausend Dank. Jetzt ist mir viel leichter geworden. Möge es Gott dir vergelten."

Die zurückgeschlagenen Rothosen stürzten zu ihren Gräben zurück, ohne sich um uns zu bekümmern. Ein Blick auf das Schlachtfeld belehrte mich, daß es nur mehr von einigen zurückweichenden Feinden und zahlreichen schwerverwundeten besetzt war, während eine Anzahl Toter umherlagen. Unter den noch wenigen Flüchtenden befand sich ein großer starker Senegalneger, der mich jetzt erblickte. Ohne sich um die deutschen Kugeln zu kümmern, die ihm nachgefeuert wurden, stürzte er plötzlich mit wildem Gebrüll in geduckter Haltung lagenartig auf mich zu. Mit größtem Entsetzen wurde mir sofort klar, daß dieser Wilde es auf mich hilflose verwundeten Menschen abgesehen hatte. Eisfalt rann es mir über den Rücken, Schweiß stand auf meiner Stirn, keinem Schmerz empfand ich mehr angesichts der Gefahr, hier von einem fanatischen Schwarzen abgeschlachtet zu werden. Ich schloß wie ohnmächtig meine Augen und empfahl Gott meine arme Seele.

Der neben mir liegende verwundete französische Korporal mußte den Vorgang mit beobachtet haben, denn er schrie dem Senegalneger auf französisch etwas zu, das ich nicht verstand. Ich öffnete die Augen und sah, wie der Angehörige, mit den weißen Zähnen fletschend, mit wildfunkelnden Blicken, einen Schritt zurückwich, einige französische Worte hervorstieß und dabei eine unheimlich höhnische Geste schnitt. Ich schloß daraus, daß der Wilde trotz des Zurufs des Korporals seine Absicht nicht aufgeben würde. Und ich täuschte mich nicht. Mit einem einzigen Sprung in geduckter Haltung war er an mich heran; ich sah das Bajonett vor meinen Augen blitzen und hatte das Gefühl, als säße es schon in meiner Brust — da stieß plötzlich der Korporal an meiner Seite ein lautes "Kamaille!" hervor; zwei Schüsse trachten rasch hintereinander und der Senegalneger stürzte, das Gewehr fallen lassend, mit einem entsetzlichen Aufschrei rücklings zu Boden und rührte sich nimmer...

Ich war wie erstarrt. Ich konnte es im ersten Augenblick nicht fassen, daß der französische Korporal, mein Freund, seinen eigenen Kampfgenossen mit dem Revolver niedergeschossen hatte! ... Der Allmächtige hatte mir in dem Feind wider den Feind einen Rettungengel gesandt! ... "Diese schwarze Kamaille wollte dich hilflosen Verwundeten ermorden. Ich danke Gott, daß ich noch so viel Kraft besaß, die Bestie rechtzeitig niederzuschießen", sagte da schlicht der Korporal. "Bin ich auch dein Feind, ich hätte nie und nimmermehr die Untat ausgehen können." Ich weinte vor Freude und sagte meinem edlen Ritter heißen Dank. Ich erfuhr schließlich vom ihm, daß er ein katholischer Priester war.

Mein Herz schlug höher, als jezt die Deutschen verstärkt durch Reserven, den zweiten Angriff unternahmen. Wie eine Sturzwelle brausten sie heran, meine selbstgekauften Kameraden. Diesmal glückte ihnen der Sturm. Mit Hurra-geschrei drangen sie in den feindlichen Schützengraben, warfen die Rothosen hinaus und behaupteten ihn siegreich gegen alle Gegenangriffe. Endlich konnten nun mein Retter, der nicht lebensgefährlich verwundet war, und ich von unseren Sanitätsmannschaften verbunden und ins Feldlazarett gebracht werden.

Aus der Kriegszeit.

Wiesbadener Sanitätsmission in Bulgarien.
(Zens. Bl.)

Lom-Palanka a. d. D., 3. Nov. 1915.

Von einem bekannten Wiesbadener Arzte, welcher mit der deutsch-bulgarischen Sanitätsmission auf dem Lazarettzug C. 1 tätig ist, erhalten wir folgende Schilderung:

Nach 18tägiger interessanter, an Hindernissen besonders auf rumänischem Gebiete reicher Fahrt ist unser C. 1 auf der Strecke Hamburg - Berlin - Budapest - Kronstadt - Ploesti - Gernotowa (20 Kilometer vom Schwarzen Meer) - Bagardschik-Pletwa am 23. Oktober in Sofia angelangt; 103 Kisten stark, 103 Zuginsassen.

Wir begannen sofort unsere Tätigkeit. Fünf von uns Ärzten, an ihrer Spitze Stabsarzt Dr. Goldammer, zuletzt kommandiert zu Professor Vier an der Berliner chirurgischen Universitätsklinik, der von Minsk aus an den Zug per Kessel herangeholt wurde, 60 Schwestern, 70 Pfleger, wurden an das große Alexander-Hospital, das etwa 1000 Betten zählt, zur Übernahme von chirurgischen Stationen verteilt; wir selbst führen noch am gleichen Abend nach Küstendil an die Südwestfront. Die Königin hatte ihren Salonwagen an den C. 1 anhängen lassen, um unserem ersten Verwundetentransport persönlich beizuwohnen und eventuell auftretende Hindernisse sofort zu beseitigen. Die Verhältnisse lagen aber weit günstiger; selbst Autos waren zum Transport am Bahnhof von Küstendil, das 3 Kilometer von der Station abliegt, zur Stelle, und mit 230 Verwundeten ging es nach Sofia zurück. Noch interessanter war die Fahrt nach Norden an die Donau nach Lom-Palanka! Die Donau führte Hochwasser, hatte die Eisenbahn teilweise unterpflüßt, der Zug fuhr sehr langsam auf einem rasch hergestellten Damm von der Station zu dem hart am Ufer gelegenen Hospital, einem früheren Pädagogium; auch hier herrschte musterhafte Ordnung. Als Stabskommandant wählte Oberst Pasitsch, vor Jahrzehnten als Adjutant des Fürsten Alexander von Waltenberg tätig; dieser Offizier, der Bürgermeister, die bulgarischen Ärzte sprachen geläufig Deutsch. Als ich im Flur des Pädagogiums die an die Wand gehängten sogenannten Aufschauungstafeln besichtigte, war ich aufs angenehmste überrascht, als ich auf den sehr alten Holzschnitten in den Ecken den Namen Wilh. Mothsche Verlagsanstalt, Wiesbaden, erblickte. Auf welchen Umwegen mögen einst diese, wohl 50 Jahre alten Tafeln hier in dieses bulgarische Donaustädtchen gelangt sein?

Diese flüchtigen Eindrücke mögen aber auch die lieben Wiesbadener daran erinnern, daß wir gegenüber unseren bulgarischen Freunden auch Pflichten haben; der Aufruf für das deutsch-bulgarische rote Kreuz ist ja auch in Wiesbadener Zeitungen erschienen. Welche Verluste die Kämpfe gegen die Serben verursachen, beweisen die Belegziffern der Fahrten des C. 1! An Sanitätsmaterial herrscht hier Mangel; nachdem unsere 500 Kisten ausgepackt, ist frischer Nachschub dringend erforderlich. Darum, Ihr lieben Wiesbadener und nassauischen Landsleute, die Herzen und die Beutel auf! In der Wilhelmstraße nehmen die Banken, besonders aber die Diskonto-Gesellschaft, kleine und große Beträge für obige Zwecke dankbar an.

-r.

Der Kampf unter der Erde. Am 12. September 1915 gegen 9 Uhr vormittags stieß der Pionier Paul Krüger aus Rehnin, von der 2. Kompagnie Pionier-Regiments Nr. 31, der als Spionarbeiter in einem Minenstollen in einer Entfernung von 35 Meter vom eigenen Graben arbeitete, auf einen Hohlraum von etwa einem Kubikmeter Größe, den der Feind mit Sandsäcken gegen nachstürzendes Erdreich ausgefüllt hatte. Der Unteroffizier Rudolf Bergner aus Breitenbach, von derselben Kompagnie, und Krüger machten sich sofort daran, die Sandsäcke wegzuräumen und drangen schließlich durch den Hohlraum zu der Decke eines feindlichen Minenstollens vor. Da mit Sicherheit feindliche Miniergeräusche in unmittelbarer Nähe festgestellt wurden, wurde in der Erwägung, daß der Feind die Arbeiten der Pioniere ebenfalls bemerkt haben und sofortige Gegenmaßnahmen treffen könnte, eine Quetschmine auf der Decke des feindlichen Stollens angelegt, die den Minengang des Feindes an der

betreffenden Stelle gegen 4 Uhr nachmittags vollständig zerstörte. Um die für die Sprengung nötigen Arbeiten auszuführen, harrten die beiden Tapferen in siebenstündiger nervenaufregender Arbeit in 8,40 Meter Tiefe unter der Erde in nächster Nähe des erkannten feindlichen Minenganges aus, jeden Augenblick gewärtig, durch eine Quetschmine oder Sprengung des Feindes ihre Pflichttreue mit dem Tode besiegeln zu müssen. Nach ihrer gegliederten heldenmütigen Tat ruhten sie sich wegen vollständiger Erschöpfung in ärztliche Behandlung geben. In Anerkennung der bewiesenen Uner-schrockenheit und Todesverachtung wurde der Unteroffizier Bergner zum Vizefeldwebel befördert und der Pionier Krüger durch die Verleihung des Eisernen Kreuzes ausgezeichnet.

Das baltische Bürgertum. Unter den Bevölkerungs-schichten der russischen Ostseeprovinzen ist für uns Deutsche das baltische Bürgertum von besonderem Interesse. Das Deutschtum der Balten wurde von den Russen auf jede nur denkbare Weise bekämpft. Und wenn es trotz aller Unterdrückungsversuche niemals ganz durch das Jarenregiment überwunden werden konnte, trotzdem man ihm mit Gewalt die Sprache und jederlei Eigenart zu nehmen suchte, so ist dies vor allem dem Verhalten und dem Geiste des baltischen Bürgerturns zu danken. Die Entwicklung und die deutsche-treue Kulturarbeit des Bürgerturns in den baltischen Pro-vingen schildert der Direktor der Berliner Stadtbibliothek, Dr. Wend Buchholz, in einem in der Zeitschrift „Das neue Deutschland“ demnächst erscheinenden Artikel, dem wir die folgenden Ausführungen entnehmen: „Es bleibt das Verdienst des deutschen Kaufmanns, daß er die höhere Kultur seiner Heimat in den barbarischen und klimatisch unfreund-lichen Osten getragen, daß er Bildung verbreitet, deutscher Art und Sitte bis über die fernsten Grenzen des Reiches die Bahn gebrochen und die Behaglichkeit des Lebens zu steigern verstanden hat. Was für Deutschland der Dreißigjährige, das bedeutete für Livland der Nordische Krieg. Es war in seiner Entwicklung um Jahrhunderte zurückgeworfen. Das Land war verwüstet, die Städte verarmt und entvölkert, hier und da die Einwohnerschaft in das Innere Russlands verschleppt. Es war alles erstarrt, und es hat lange gedauert, bis deutsche Hände die Trümmerstätten wieder aufbauten und neues Leben in die alten Mauern einzog. Von der russi-schen Regierung kam keine Hilfe, vielmehr Hemmnungen jeder Art. Sanften aber die Städte auf das Niveau der russischen Dörfer; dann hörten sie auf, zum westlichen Europa zu gehören und an seinem Kulturleben teilzunehmen. Es fiel schwer, mit der Entwicklung der Zeit Schritt zu halten, die wirtschaft-lichen und geistigen Kräfte zu heben, aber es gelang doch durch zähe Ausdauer und Hingabe an die überlieferten Aufgaben. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts war alles in kräftigem Aufstreben begriffen. Handel und Schifffahrt kamen wieder in Blüte, der Wohlstand stellte sich von neuem ein, das geistige Leben war so regsam wie nie zuvor, die Schu-len kamen in Aufschwung, aus dem deutschen Mutterland zogen Hofmeister, Lehrer, Prediger in Scharen ein. Die Ideen der deutschen Aufklärung ergriffen auch das Bürgertum und den Adel der baltischen Städte. Es war die Zeit, in der Herder dort eine Heimat und alles fand, „was Luther in die vierte Bitte sagt, Weiß ausgenommen“. Die größeren Städte wurden zu blühenden Gemeinwesen durch die patriotische Ge-sinnung und den klugen Verstand ihres Bürgerturns. Das deutsche Bürgertum wuchs mit seinen größeren Aufgaben und fand sich ohne Zögern und Zagen auch mit der die alte stän-dige Verfassung verdrängenden russischen Städteordnung ab. Dem schönen Traum, die alte gute Zeit baltisch-deutschen Bürgerturns könnte in die neugeschaffene Lage hinübergerettet werden, folgte eine lange Enttäuschung. Die Selbstverwaltung war nach wenigen Jahren nur ein leeres Wort; die Willkür entschied, auch wo Gesetz und Recht auf Seiten der Städte waren. So sah denn das baltische Deutschtum in wenigen Jahren vernichtet und zerstampft, woran es jahrhundertlang gebaut und wofür es ebenso lange gelebt hatte, und dennoch war seine Kraft nicht gebrochen. In jenen kritischen Jahren fand im baltischen Häusern Pichtes Neben an die deutsche Nation und Theodor Storms Gedichte viel gelesen worden. Viele freilich griffen zum Wanderstabe. Die aber zurück-blieben, haben tapfer und zäh durchgehalten, so bräunend sie auch empfanden, daß sie um ihr bestes Gut gebracht waren. Der heiße Lebenssturm währte fort, bis endlich auf dem von der Revolution aufgewühlten Boden nochmals deutsche nation-ale Gesinnung ihre unversterbliche Kraft entfalten konnte